

Freizeit als Zweitberufszeit?

Zur Problematik der Freizeit
in der modernen Leistungsgesellschaft

Dr. Horst W. Opaschowski, Jahrgang 1941, studierte an den Universitäten Köln und Bonn Pädagogik, Philosophie, Germanistik, Psychologie und Soziologie. Er ist jetzt wissenschaftlicher Assistent an der Gesamthochschule Siegen/Hüttental; zahlreiche Veröffentlichungen zur Freizeitpädagogik, zur außerschulischen Jugend- und Erwachsenenbildung.

Daß wir in einer Leistungs- und Erfolgsgesellschaft leben, in der soziale Ränge nach Arbeit, Leistung und Erfolg zugewiesen werden, ist ein Tribut,

den wir bisher dem gesellschaftlichen Fortschritt und wachsenden Wohlstand entrichten mußten. Daß jedoch auch die Bewertung der Freizeit und des Freizeitverhaltens vom Image oder Schein der Leistung abhängig gemacht wird, sollte kein unabänderliches Schicksal sein, das von uns widerstandslos hingenommen werden muß. Wenn der britische Nationalökonom *John M. Keynes* vor über vierzig Jahren voraussagte, daß wir einem „Zeitalter der Muße und des Überflusses“ nur mit Furcht entgegensehen könnten, weil wir zu lange dazu erzogen wurden, nach Leistung zu streben, anstatt zu lernen, wie man das Dasein genießt, so sehen wir heute gerade in der Bundesrepublik vieles davon bestätigt. Mehr und mehr ergreift eine technokratische Leistungsideologie Besitz von einem Raum, der gemeinhin als frei gilt. Natürlich kann eine arbeitsteilige Gesellschaft ohne Leistungsansprüche nicht funktionieren. Doch ohne die Industriegesellschaft von ihrem Wachstumskurs abbringen zu wollen, ist zu fragen: Dirigiert der „Kult der Effizienz“ die Freiheit unserer Freizeit? Wird die positive Bewertung und öffentliche Anerkennung der Freizeitverwendung von bestimmten Leistungsnachweisen in der Freizeit abhängig gemacht? Darf das Leistungsprinzip allgemeinverbindliche Wertkategorie sein und einziger Maßstab gesellschaftlicher Honorierung bleiben?

Nach einer Prognose des französischen Nationalökonom und Politikwissenschaftlers *Bertrand de Jouvenel* könnte die Freizeit in Zukunft zu einer „Sache der großen Masse¹⁾“ werden und die effektive Arbeit den Inhabern der Spitzenpositionen vorbehalten bleiben. Unter der Voraussetzung, daß die Leistungs-ideologie weiterhin so dominiert, wäre in Zukunft jeglicher Statusgewinn nicht mit einer Vermehrung, sondern mit einer Verminderung der Freizeit verbunden. In der fortgeschrittenen Leistungsgesellschaft verbände sich der Begriff Freizeit mit der Vorstellung der Minderwertigkeit; an dem mangelnden Zwang zur Arbeit würde man das Fehlen von „gefragten“ Fähigkeiten erkennen. Mit anderen Worten: Die Freizeit würde als bedrückend empfunden und die „Bürde der Arbeit“ wäre im Begriff, zu einem positiven Statusmerkmal zu werden.

Wenn unser Erziehungs- und Bildungssystem den herrschenden Leistungsimperativ nicht umgehend relativiert, dann könnte diese kühne Prognose Wirklichkeit werden. Der jahrzehntelange Kampf um Arbeitszeitverkürzung würde zur Farce und jeder quantitative Gewinn an Freizeit zum Symptom sozialen Abstiegs. Mit der Überbewertung der Leistung in allen Lebensbereichen ginge die Geringschätzung der Freizeit einher. Die Erziehungs- und Bildungsarbeit muß darum ihren Einfluß auf das öffentliche Bewußtsein so weit verstärken, daß jede quantitative Veränderung der arbeitsfreien Zeit in Verbindung mit einer qualitativen Änderung der Freizeit vollzogen wird. Arbeitszeitverkürzung und Gewinn an freier Zeit werden erst dann ein sozialer Fortschritt sein, wenn gleich-

1) B. de Jouvenel: *Jenseits der Leistungsgesellschaft*, Freiburg 1971, S. 72.

zeitig die individuellen Freizeitbedürfnisse und die gesellschaftlichen Freizeitbedingungen (freizeitgerechte Umwelt) positiv verändert werden.

Gegenwärtig sind wir davon noch weit entfernt, wie die leistungsbezogenen Werthaltungen im Freizeitbereich (Zweitberuf, Schwarzarbeit, Überstunden, Do-it-yourself-Bewegung u. a.) zum Ausdruck bringen. (1969 hatten z. B. von je 100 Baufacharbeitern in Hessen 63 eine regelmäßige Samstags-/Sonntagsbeschäftigung bzw. -arbeit²). Wer es — aus welchen Gründen auch immer — wagt, sich nachdrücklich (oder gar demonstrativ) vom Leistungsethos zu distanzieren, gerät in Verruf, wirkt arbeitsfeindlich und antisozial. So wurden z. B. im Sommer 1971 in Dortmund Sitzbänke abtransportiert, weil sich sogenannte Gammeler auf ihnen „breit gemacht“ hatten. Passivität erzürnt den braven Bürger, der seine Pflicht erfüllt, indem er etwas leistet. Wer Freizeit nicht durch Arbeit „verdient“, verhält sich beinahe illegal.

Im Jahre 1970 betragen z. B. die durchschnittlichen Wochenarbeitsstunden der männlichen Arbeiter in der Industrie 44,8 Stunden³). Von einer Freizeitgesellschaft kann also nicht die Rede sein, der lange Marsch dorthin hat eben erst begonnen. Ein Blick auf die Einkommensschichtung der Bevölkerung in der Bundesrepublik zeigt im übrigen, daß selbst bei einem verhältnismäßig hohen Zuwachs an freier Zeit in naher Zukunft die ökonomischen und sozialen Probleme der Freizeit nicht gelöst, eher verschärft werden. Von je 100 männlichen Erwerbstätigen hatten 1970 ein monatliches Nettoeinkommen⁴):

	Arbeiter	Angestellte	Beamte	Selbständige*
unter 600 DM	17,8	9,6	2,9	7,3
600— 800 DM	39,3	12,1	10,4	10,6
800—1 200 DM	39,1	39,6	40,5	24,8
1 200—1 800 DM	3,6	27,9	31,2	24,1
über 1 800 DM	0,1	10,8	14,7	33,1

* ohne Landwirte

Mehr als die Hälfte (57,1 Prozent) der männlichen Arbeiter in der Bundesrepublik verdiente 1970 weniger als 800 DM netto. Dieses geringe Einkommen mag für einen bescheidenen Lebensunterhalt ausreichen, nicht aber für die Befriedigung wachsender Freizeitbedürfnisse und die Erfüllung neuer Konsumwünsche. Ohne ausreichende ökonomische Basis wird eine vermehrte Freizeit erhebliche soziale Spannungen, hervorrufen und den einzelnen nicht frei vom Arbeits- und Produktionsprozeß, sondern abhängig machen. Obwohl die ökonomischen Voraussetzungen für eine optimale Verwendung und Nutzung der frei verfügbaren Zeit noch weithin fehlen, naht bereits die größte Herausforderung der Leistungsgesellschaft seit Einführung des Fließbandes — die Viertageweche. Erstmals 1970 von der Eurocan GmbH in Geretsried bei München eingeführt,

2) Mitteilung von J. Fuhrmann (Berater beim Vorstand DGB und IG Metall) während der Podiumsdiskussion am 30. 10. 1970 anlässlich der Hochschurwoche für staatswiss. Fortbildung in Bad Wildungen.

3) Statistisches Jahrbuch 1971, Wiesbaden 1971, S. 458.

4) Abgedruckt in: DIE ZEIT, Nr. 27, Hamburg, 2. Juli 1971, S. 32 (Quelle: Statist. Jahrbuch).

findet die Viertageweche mit 37,5 Arbeitsstunden (bei Lohnzahlung für 40 Arbeitsstunden) immer mehr Anhänger. Als Gründe werden angeführt⁵):

- Arbeitnehmer werden auf diese Weise nicht nur monetär, sondern auch mit Freizeit entlohnt.
- Firma und Arbeitsplatz werden attraktiver.
- Zunehmende Rationalisierung macht Arbeitszeitverkürzungen möglich (und notwendig).

Tatsächlich ließen bisher — aus der Sicht des Arbeitgebers — positive Veränderungen innerhalb des Betriebes nicht lange auf sich warten: Anstieg der Produktivität um 20 Prozent — Verbesserung des Arbeitsklimas im Sinne des Anhebens der Arbeitsmoral — Bessere Ausnutzung der Maschinen und Anlagen — Rückgang der Betriebsunfälle — Verringerung der kurzfristigen Fehlzeiten für „Besorgungen“.

Auch auf der Arbeitnehmerseite schien große Zufriedenheit zu herrschen: Drei Vierteln (76 Prozent) der knapp 400 Arbeiter und Angestellten des Geretsrieder Unternehmens gefiel die neue Regelung gut bzw. sehr gut. Doch die allgemeine Zustimmung über die Verbesserung der Arbeitssituation täuscht darüber hinweg, daß die vermehrte Freizeit seelisch-geistige Probleme geschaffen hat, die bisher unbewältigt geblieben sind. Eine interne Untersuchung der Soziologin *F. Lenz-Romeiss* vom Münchner Referat für Stadtforschung und Stadtentwicklung sowie eine von der Firma durchgeführte Fragebogenaktion förderten zutage:

1. Das Freizeitverhalten der Arbeitnehmer läuft „*höchst unreflektiert und ungeplant*“ ab. Gezielte Fragen nach bestimmten Tätigkeiten in der Freizeit werden nur zögernd beantwortet; das Fernsehen scheint hier eine „Ausfüll-Funktion“ zu übernehmen. Die zusätzliche Freizeit wird zwar nominell akzeptiert, jedoch nicht von allen als solche genutzt. Häufig wird das „Werkeln, was so anfällt“, erwähnt.

2. Bei den „aktiven, dynamischen Leuten, die etwas mit ihrer Freizeit anzufangen wissen“, verläuft die Freizeit weitgehend unproblematisch. Dagegen sind Alleinstehende nach der Hast der intensiven Arbeitstage in der Freizeit von Depressionen bedroht.

3. Im Zuge der sich offenbarenden Freizeitmöglichkeiten stellt sich der Zwang ein, für mehr Freizeit auch mehr Geld verdienen zu müssen.

Ein Zuwachs an freier Zeit fördert solange nicht den potentiell emanzipatorischen Charakter der Freizeit, wie sich nicht gleichzeitig die materiellen Lebensbedingungen soweit verbessert haben, daß die Menschen autonome Freizeitverhaltensformen jenseits von Arbeit und Konsum ausüben können. Paradoxerweise schafft erst eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit die Möglichkeit zur Unabhängigkeit von der organisierten Freizeit- und Konsumindustrie.

Die Erkenntnis, daß der Umgang mit der Freizeit — genauso wie die Arbeitstätigkeit im Beruf — gelernt werden muß, brachte das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit im vergangenen Jahr auf den Gedanken, eine

5) Zugrundegelegte Quellen: Europäische H. O. Canfield Co. GmbH (Hrsg.): Fragebogen zur Viertageweche. Geretsried-Gartenberg/Obb. (o. J.); Bericht des Münchner Stadtentwicklungsreferats. Hrsg. v. F. Lenz-Romeiss (Referat für Stadtforschung und Stadtentwicklung); D. Schubert: Experiment in Bayern: Die Viertageweche, in: Die Glocke, Jg. 25, H. 6, Düsseldorf 1971, S. 12—13.

Broschüre mit „100 Tips für Freizeitspaß“ in Massenaufgabe herauszubringen. Darin klärte es den Bundesbürger über „den lebensnotwendigen Ausgleich“ für die Belastung des einzelnen in seinem häuslichen und beruflichen Alltag auf: „Die Freizeit sinnvoll ... einzusetzen, sollte ein Grundbedürfnis sein.“ Empfohlen werden Heimspiele wie „Mensch, ärgere Dich nicht“, „Monopoli“, „Heimroulette“ oder „Börsenspiel“ und Bastelarbeiten („Stroh- und Bastarbeiten“, „Kartoffeldruck“, „Töpfern“ u. a.). „Spielhandlungen“, so wird erklärt, „ermöglichen die Loslösung vom Alltag.“ Jeder „kann sich in eine Art Traumwelt versetzen lassen, die durch Entspannung den Druck des Alltags aufhebt“. Diese Suggestion einer schönen, heilen Freizeitwelt wird ihre apolitische Wirkung sicher nicht verfehlen.

Noch fragwürdiger muß die naive Darstellung der tatsächlichen Lebensverhältnisse in unserer Gesellschaft erscheinen: „Wer etwas kann, wird für andere interessant ... Diese Anerkennung ist von großer Bedeutung für die Stellung des einzelnen, die er haben möchte. Umgekehrt sind passive Menschen uninteressant.“ Sport und Spiel werden hier als Instrument im Ringen um soziale Anerkennung eingesetzt und lassen vergessen, daß in unserer Leistungsgesellschaft fast ausschließlich Arbeit und Berufsposition Anerkennung finden und nicht etwa die perfekte Beherrschung des „Drachensteigen-Lassens“, des „Wurzelsammelns“, des „Seispringens“, des „Zauberns“ oder „Rätsel-Erfmdens“. Die meisten Spieltips verhelfen dem Bundesbürger gerade nicht dazu, seine Freizeit bewußter zu erleben. Sie nähren vielmehr einen Hobbyismus, der vom Konsumieren lebt und die private Freizeitphäre total „vermarktet“. Die Entwicklung eines kritischen Potentials gegen den Konsumzwang in der Freizeit wird dadurch verhindert, nicht gefördert. Daß Menschen, die ihre Freizeit „passiv“ verbringen, als „uninteressant“ verketzert werden, ist eine Methode, die nachdenklich stimmt, weil sie gleichmacherisch verfäht und gefährlich in die Nähe von Freizeitideologien totalitärer Prägung rückt. So begrüßenswert die Idee einer besseren Information und Aufklärung breiter Bevölkerungskreise ist, in ihrer einseitig leistungsorientierten und nivellierenden Programmatik ist sie ebenso mißlungen wie abzulehnen. Eine solche Aufklärungsbroschüre hätte sehr viel mehr bewirkt, wenn nicht das „Was“ des Freizeitverbringens gelehrt worden wäre, sondern das „Wie“ hätte erlernt werden können. Statt dessen plädierte man für einen unreflektierten Massenspaß, der die Freizeit lediglich ausfüllen helfen soll und dadurch die Konsumhaltung zur dominanten Freizeitverhaltensform macht.

Auf diese Weise wird das Leistungsbewußtsein bei den Menschen auch in der Freizeit wachgehalten. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn die meisten weiterhin daran glauben, Freizeit müsse „sinnvoll“ und „zweckmäßig“ gestaltet werden — mit anderen Worten, sie müsse „nützlich“ sein. Unbewußt werden damit wieder Leistungskriterien ins Spiel gebracht. Arbeit und Fleiß sind in Deutschland (neben Disziplin und Ordnung) nationale Tugenden geblieben. Wirtschaft und Industrie suggerieren täglich durch die Werbung einen Zusammen-

hang zwischen Freizeitaktivität und sozialer Anerkennung: Freizeitaktivitäten (-leistungen) dienen der Selbstwertsteigerung und Prestigeverbesserung; sie entscheiden über Rolle und Rang des einzelnen in der Gesellschaft. Die Konsequenz dieses permanenten Leistungsstrebens wird deutlich: Wer dieser Freizeitideologie uneingeschränkt huldigt, macht seine Freizeit zu einer „Arbeit im Leerlauf“ (*Friedrich Nietzsche*) — auf Kosten wirklichen „Freiseins von Arbeit“.

Dabei läuft er Gefahr, auch in der Freizeit vom Arbeitssystem abhängig zu bleiben, ja von ihm beherrscht zu werden, wenn er weiterhin versucht, seine „sinnvolle Freizeitgestaltung“ durch sichtbare Erfolge nachzuweisen: sportliche Betätigung, Garten- und Hausarbeit, Briefmarken sammeln, Bücher lesen, aktiver Urlaub, „Fit durch Ferien“ u. a. Hobbies und Reiserouten werden hierbei erledigt wie eine Arbeitsanweisung, souverän und rationell; sie werden abgehakt und zu den Akten genommen. Mit diesem „Leistungsnachweis“ in der Freizeit bleiben die Menschen einseitig arbeitsbezogen: „Unterm Schein des Spiels und der freien Entfaltung der Kräfte“ verdoppeln Sport und aktive Freizeit die Arbeitswelt. Und die Industrie hilft kräftig nach, indem sie serienweise Werkteile und Geräte mit „praktischen“ Gebrauchsanweisungen liefert. Sie nimmt Ersatzbefriedigung des Heimwerkerstolzes in eigene Regie und macht „die Selbsthersteller zu Kunden einer mit modernsten Techniken arbeitenden Branche“. Auf diese Weise verleiht sie „dem Hobby unversehens den Konsumcharakter⁶⁾“, dem zu entgehen doch eigentlich das Ziel der Do-it-yourself-Bewegung ist. Die Grenzen zwischen Heim- und Handwerker verwischen sich in gleichem Maße, wie sich unter dem Schein der Freiheit Arbeits- und Leistungsdruck durchsetzen.

Noch zu viele Menschen identifizieren sich ausschließlich mit der Arbeitsrolle. Sie können infolgedessen ihre Freizeitrolle, die sie doch zeitlich viel mehr beansprucht, nur mangelhaft beherrschen. Oft haben sie Angst vor der Freizeit, weil sie Angst vor sich selbst haben. Sie entwickeln Schuldgefühle, die bis in die Kindheit zurückgehen können (z. B. durch eine übertriebene Erziehung zu „Fleiß“ und „Gehorsam“, „Dienst“ und „Pflicht“). Ihre Schuldgefühle können sich bis zur neurotischen Angst vor Müßiggang und Lebenslust steigern („Freizeit-Neurotiker“). So stehen sie ständig mit sich auf dem Kriegsfuß und versuchen, sich durch Arbeit und pausenlose „Pflichterfüllung“ zu beruhigen:

„Wenn ich Samstag nicht diesen Extra-Job hätte,
würde ich vor Langeweile die Wand hochgehen.“
„Wenn ich zwei Tage nur herumbummele, fällt mir
die Decke auf den Kopf.“ „Wenn man nichts zu
tun hat, überlegt man, was man denn sonst tun
könnte⁷⁾.“

6) J. Habermas: Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit, in: H. Giesecke (Hrsg.): Freizeit- und Konsumerziehung, Göttingen 1968, S. 114.

7) W. S.: Angst vor dem Sonntag — Angst vor sich selber, in: Frankfurter Rundschau, Nr. 300, Frankfurt/M., 29. Dez. 1970, S. 12.

Nur die Arbeit gibt ihrem Leben einen Halt — wie ein Korsett, ohne das sie eine traurige Figur machen würden. Freizeit wird für sie zu einer Zeit des Aktivismus und der Leistung um jeden Preis oder zu einer Zeit pflichtgemäßer Langleblichkeit. Eine solche Lebenseinstellung wird bei ihnen spätestens mit dem Zeitpunkt der Pensionierung bzw. mit dem Eintritt in den Ruhestand zu einer Krisensituation führen, die in der Altersforschung als „existenzbedrohender Schock“ (*Lipmann*), „Pensionierungsbankrott“ (*Stauder*) bzw. als „Pensionierungstod“ (*Jores*) bekannt ist. Mit dem Verlust der Arbeitsrolle bricht für diese alternden Menschen dann die Welt zusammen ...

In Zukunft wird es notwendig sein, den Freizeit-, Urlaubs- und Erholungs-begriff im Arbeitsrecht ganz neu zu überdenken, weil hier bis heute noch das Muster der rationalisierten Berufsarbeit („Leistungssoll“) gilt. Aus arbeitsrechtlicher Sicht ist z. B. der Urlaub eine dem Arbeitnehmer zum Zweck der Erholung gewährte Freizeit. Wesentlich im arbeitsrechtlichen Sinne ist die Zweckbindung des Urlaubsanspruches, d. h. die Wiederherstellung der Arbeitskraft, also die Erholung *von* der geleisteten Arbeit und die Erholung *für* die noch zu leistende Arbeit. Ganz selbstverständlich hat man hier das Leistungsprinzip der Arbeitswelt auf den Freizeitbereich übertragen. Aus dieser einseitigen Auslegung des Freizeitbegriffs resultiert z. B. auch der Grundsatz der Unteilbarkeit des Urlaubs: Der Urlaub soll zusammenhängend genommen werden, weil nur dadurch eine „nachhaltige“ Erholung (im physischen Sinne!) gewährleistet ist.

Diese einseitige Auslegung des Freizeit- und Urlaubsbegriffs ist um so problematischer, als sie von jedem Arbeitnehmer ungefragt voraussetzt, daß er sich mehr mit der Arbeit als mit der Freizeit identifiziert und von daher Verständnis aufbringt für ausschließlich arbeitsorientierte Erholungsvorstellungen. Die heute noch geltende Zweckbindung ist in ökonomischen Notzeiten entstanden, sie ist mit dem im Grundgesetz verankerten Recht des einzelnen auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit kaum noch vereinbar. Verbindliche Freizeitmaßstäbe und absolute Erholungsnonnen sind eine Fiktion und widersprechen dem Recht des einzelnen auf Selbstbestimmung und auf Erfüllung seiner Lebensansprüche. *Die Arbeitgeber sind keine Freizeitgeber.* Schon ihr Versuch, die Freizeitinhalte anderer beeinflussen oder gar über sie bestimmen zu wollen, stellt eine Anmaßung dar. Die individuelle Freizeit der Arbeitnehmer ist nicht eine ökonomische Größe, über die man beliebig verfügen kann. Sie ist vielmehr ein Anspruch höchstpersönlicher Art, der von niemandem reglementiert werden darf.

Freizeit in der modernen Leistungsgesellschaft dient in erster Linie der Stabilisierung der Arbeitsmoral. Die Menschen bleiben ganz im Sinne und im Kalkül der Leistungsgesellschaft arbeitsfreudig und leistungsfähig. Ihre Entspannung und ihre Entlastung in der Freizeit sind bloße Reaktionen auf die Spannungen und Lasten in der Arbeit. Auf diese Weise spielen sie in ihrer Freizeit gewöhnlich das noch einmal, was sie in Arbeit und Beruf erlitten haben — nur jetzt mit weniger äußere-

rem Zwang und Druck: Arbeiter, die an ratternden Maschinen arbeiten, entspannen sich auf knatternden Motorrädern, und Professoren, die von Berufs wegen Bücher schreiben, lesen in der Freizeit Bücher. Ihre „entspannenden“ Freizeittätigkeiten erweisen sich in der Regel als ein Spiegel ihrer Arbeit. Nur die wenigsten können wirklich „abschalten“ bzw. versuchen, sich von ihren Arbeits- und Berufsproblemen zu befreien. Wäre es anders, dann würden Professoren Motorrad fahren und Arbeiter Bücher lesen, „und man würde an den Gesprächsthemen einer Gesellschaft nicht sofort die Berufe erkennen, die dort zusammensitzen⁸⁾“.

Nun besteht kein Zweifel, daß — wie man sich auch immer in der Freizeit verhält — der Charakter der Freizeit vom Charakter der Arbeit beeinflußt wird. Daran wird man nichts ändern können — auch nicht dadurch, daß man das „Arbeitsethos“ durch ein ebenso fragwürdiges „Freizeitethos“ zu ersetzen versucht. Die ausschließliche Reduktion des Menschen auf den privaten Bereich der Freizeit könnte zwar die Heroisierung der Arbeit abbauen helfen, würde aber eine neue Freizeitideologie schaffen und insofern das eine Problem durch ein anderes ersetzen. Die radikalen Gegensätze von Arbeit und Freizeit aber blieben bestehen.

Worauf es also in erster Linie ankommt, ist nicht mehr und nicht weniger, als den Menschen von der totalen funktionellen Bedingung an die Arbeit zu befreien, und ihm bewußt zu machen, daß es neben der Arbeitsrolle auch noch andere Rollen (soziale, kulturelle, gesellschaftspolitische u. a.) gibt, die ausgefüllt und ausgelebt werden müssen. Die gegenwärtige Leistungsgesellschaft drängt den Menschen in eine Berufsrolle, für die er am besten geeignet, qualifiziert, talentiert ist. Die Leistungsgesellschaft fragt nicht so sehr danach, ob die berufliche Tätigkeit auch das eigene Ich bestätigt, ob sie das Individuum befriedigt und erfüllt, ob sie ihm seine Identität gibt. Vielmehr versucht die Leistungsgesellschaft, den einzelnen in die Hierarchie der Berufe und Rollen einzuordnen und zu klassifizieren. Eine solche *Meritokratie* ist gerade nicht dazu in der Lage, die Arbeit mit den Zielen, mit denen und für die das Individuum lebt, in Einklang zu bringen. Diese Ziele dienen der Ausfüllung der Individualität und des Lebenspotentials. Sie können darum ebensowenig nur auf das Arbeitsleben wie nur auf das Freizeitleben beschränkt bleiben. Arbeit und Freizeit müssen beide — jede auf ihre Weise — zur Entwicklung der Persönlichkeit beitragen und auf befriedigende, erfüllende Weise den individuellen Fähigkeiten Ausdruck verleihen. Diese anzustrebende Integration von Arbeit, Freizeit und Leben würde verhindern, daß Leistung und Statusdenken (Karriere, Position in der Hierarchie, Macht, Respekt, Ehrungen) die Schlüssel zur Erlangung der Identität wären. Die Aussage „Ich bin ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Kaufmann oder ein Mechaniker“ würde dann an Bedeutung verlieren, wenn sie keine wirkliche Beziehung zur Entwicklung der Persönlichkeit oder zum individuellen Glück hätte.

8) J. Moltmann: Die ersten Freigelassenen der Schöpfung, München 1971, S. 74.

Freizeit ist nicht identisch mit Freiheit. Die Freiheit in der Freizeit beginnt erst dort, wo der komplementäre Charakter der Freizeit (die bloße Arbeitspause, die Erholung und Entspannung) endet. Solange die Freizeit des einzelnen als „Zweitberufszeit“ dem Diktat der Arbeitswelt, der Freizeitindustrie und der Konsumkultur unterworfen bleibt, trägt sie den Stempel des Zwanges und der Unfreiheit.

Es wurde nachzuweisen versucht, daß die Freizeit erst mit der Befreiung von ihrem Arbeits-, Pflicht- und Leistungscharakter zu einer Zeit der Befriedigung individueller Bedürfnisse und beinahe unbegrenzter Verhaltensmöglichkeiten werden kann. Frei von traditionellen Bindungen (ständisch-beruflichen Autoritäten, bildungsbürgerlichen Normierungen u. ä.), von gesellschaftlichen Ansprüchen, von verpflichtender Konsumaskese oder demonstrativem Konsum könnte die Freizeit zu einem Zeitraum werden, der frei ist für individuelle Disponibilität und Verhaltensbeliebigkeit, und in dem es für den einzelnen nicht so sehr darauf ankommt, was er tut, sondern wie er es tut — mit welcher Begründung, inneren Anteilnahme und Verantwortung (vor und für sich selbst). Mit zunehmender Eigenbestimmung würde die Freizeit mit jenen Persönlichkeitswerten angereichert, von denen die Arbeit gegenwärtig entleert ist.

Wenn sich diese Hypothese als zutreffend erweist, dann müßte der Gewinn an Freiheit in der Freizeit „als ein Gewinn an Menschlichkeit erscheinen⁹⁾“, und die Umwandlung der Freizeit in freie Zeit könnte zugleich ein entscheidender Schritt vorwärts zur Humanisierung der Arbeitswelt sein. Durch Überwindung der traditionell ausgleichenden, kompensatorischen und reproduktiven Freizeittätigkeiten könnte eine *produktiv-kreative Phase* eingeleitet werden, die „verdrängte Spontaneität“ (*Jürgen Moltmann*) wieder ans Licht bringt und gesellschaftliche Veränderungen im gesamten Arbeits- und Freizeitbereich vorbereitet.

9) H. Kluth: Freizeit im Schatten der industriellen Arbeit, Göttingen 1966, S. 7.